



Vierzig Jahre zu spät? Oder: just keep going.

Sigrun Bielfeldt

Seit dem Zeitpunkt, nachdem ich mich entschieden hatte, meine allererste wissenschaftliche Arbeit, alias meine Habilschrift von 1982, zu publizieren, ist ein ganzes Jahr vergangen. Der Entschluß, gefällt aus einer Alterslangweile heraus, schien zunächst leicht zu realisieren. Nach einer langen Zeit der Vernachlässigung, Vernichtung war mir dieser Text bei der jüngsten Lektüre wohlgelungen, bis zur Vertrautheit. Das mir zunächst befremdliche jugendliche Pathos erklärte ich mir durch die Anwesenheit der 1982 gerade erst vergangenen Zeit der Achtundsechziger. Schließlich, nach einigem Bedenken, hatte ich mich selbst überzeugt, daß es gerade das Pathos ist, welches das wohldurchdachte Ganze des Textes allererst realisiert. Sodann habe ich mich sogar entschieden, den Text in seiner authentischen – zugegeben technisch fragwürdigen Form – zu präsentieren. Es ist gerade dieser Text, der, als einer der letzten, auf meiner alten Schreibmaschine aus den Studentenzeiten geschrieben ist und so auch in dieser Gestalt 1982 an der Tübinger Universität als Habilschrift eingereicht – und auch untergegangen ist.

Keine Angst, es folgt weder eine Anklage noch eine Rechtfertigung.

Aber sich selbst zum Gegenstand einer einleitenden Betrachtung werden zu lassen – zugleich mit längst vergangenen Lebensereignissen? Zwar sagte der mir durchaus wohlgesonnene Emeritus Ludolf Müller über die „Modernität der russischen Romantik“: „Sie haben über sich selber geschrieben!“. Ich fürchte, er hat dies damals kritisch gemeint und kritisch habe ich es auch verstanden – aber jetzt nach vierzig Jahren bin ich bereit, es als eine Selbst-Aufforderung an eine Darstellungsweise aufzufassen, wo Gedachtes unmittelbar mit den Lebensereignissen, hier also mit Moskau 1982, zusammenhängt. Durchaus schwierig, denn das Erzählen, mit Hilfe des Textes, kann sich ja nicht auf eine gelebte und schon gar nicht auf eine reflektierte Kontinuität stützen. Es sind synthetische Erinnerungseinheiten, die dann hervorbrechen, wenn ein Entschluß zur Tat gefaßt ist – etwa die Absicht, längst Vergangenes zu publizieren. Zusätzlich stellt sich die Schwierigkeit ein, daß die „Modernität der russischen Romantik“ in meinem gelebten und oberflächlich reflektierten Bewußtsein gar nicht anwesend war: sie ist ein Phänomen der späten Disruption, das überraschend aus dem späten Leben selbst freigesetzt wird. Das Handwerkszeug zu seiner Analyse ist nicht nur nicht selbstverständlich, sondern gänzlich abgedunkelt. Hier muß die Rede vom „Narrativ“ einsetzen, einem aus Amerika herübergespülten Ausdruck, der sich emphatisch der deutschen Gewohnheit des Analysierens widersetzt. Aber was sind die Arbeitsweisen meines Narrativs? Eine kontinuierliche Abfolge von Anfang,



Mitte, Ende kann es nicht sein. Eher sind es pop-up-Fenster aus einem Erinnerungshaushalt, die sich zugleich meiner aktuellen Wahrnehmung zu stellen haben, ohne daraus irgendeine Orientierung oder gar einen moralisch erhobenen Zeigefinger propagieren zu wollen. Was aber dann?

Und doch habe ich einen Vorab-Essay fertiggestellt zu meiner „Story“ von der „Modernität“. Die Rede von den bunten Erinnerungsbildern, ähnlich pop-up-Fenstern, ist nur eingeschränkt richtig. Alle sind in einem gemeinsamen Existenz-Grund verbunden, der durchaus vernünftig benannt werden kann, zumal er bereits meine „Modernität der russischen Romantik“ konstituiert. Meine beiden Leitmotive sind bereits seit vierzig Jahren – es ist fast langweilig – Rußland und die Freiheitsphilosophie des deutschen Idealismus. Es klingt so, als seien die beiden Themen per definitionem von Anfang an anwesend, so ist es nicht. Sie sind nicht einmal die „Summe“ oder „Bilanz“ meines Lebens, wie man heute dem Zeitgeist entsprechend so stimmig sagt. Aber sie lagen mir anhaltend am Herzen. Diese Vorstellung zu „begründen“, wäre widersinnig, da sich die Anwesenheit des Herzens nicht begründen läßt.

WOHER KOMMT DIE „MODERNITÄT“? Ich will so anfangen. Daß ich nach vierzig Jahren eine, d.i. meine erste Habilschrift zum Druck anbiete: dafür sind in meinem Lebensverlauf keinerlei Gründe vorhanden. Ich stamme nicht aus dem Bildungsbürgertum. Mein Vater war im Jahr meiner Geburt in Stalingrad gefallen, der Großvater gestorben. Es war das Ostsudetenland, Großmutter, Mutter und Tante setzten mich in einen kleinen Leiterwagen und machten sich 1945, 1946 auf in Richtung Westen. Nach leidvoller Zeit erreichten wir, vier weibliche Wesen, den letzten Zug in die amerikanische Zone. Wir landeten alle in einem Armeezelt in der Rhön. Nicht Prousts Madeleine entzückte meine Zunge, sondern der Geschmack von Grapefruit. Ich erinnere mich nicht, ob ich auf dem gefahrvollen Weg nach Westen Angst empfunden habe: tatsächlich war 1946 um Trautenau herum (heute Trutnov: Václav Havel war hier später zu Bergwerksarbeit verbannt) die russische Armee anwesend. Drei Frauen und ich hausten in einem Backhäuschen, neben dem Hauptbauernhaus. Unvermittelt waren russische Soldaten im Dorf. Ein russischer Offizier setzte mich auf sein Knie, meine zitternde Großmutter schlich um uns herum, doch der Offizier beruhigte sie, sie werde doch nicht denken, daß er kleinen Kindern etwas zu leide tue. Das war meine erste Begegnung mit einem Russen. Ich erinnere mich nicht, daß dieser beruhigende Satz mir erzählt worden ist, es war mir immer so, als hätte ich ihn selbst gehört. Ich war vier Jahre alt, und ich hatte keine Angst. Doch das war nicht alles. Als die überraschende Rede davon ging, daß Russen im Dorf seien, rannte meine Mutter die Treppe hoch auf eine Art Speicher. Ich wollte ihr nach und begann zu greinen. Und obwohl mir klar war, daß ich das nicht tun sollte, greinte ich weiter. Ein unauslöschliches Erlebnis der Vierjährigen! Die Gespaltenheit des menschlichen Gemüts, das eindeutige Diktat der Vernunft und die Hilflosigkeit des Gemüts. Ich habe mir diese Erfahrung oft vergegenwärtigt – in jungen Jahren mit



dem leisen Vorwurf, warum ich der Vernunft nicht gehorchen konnte, jetzt im Alter mit der Skepsis, ob nicht, angesichts der zu erwartenden Schwäche vor dem Ende des Lebens, die Vernunft abermals kollabieren wird? Im übrigen ist in dem Dorf bei Trutnov mit dem hübschen Namen Wildschütz (Vlčice), nicht weit vom Riesengebirge, 1946 nichts passiert. Die Frauen versteckten sich im Wald, und die Russen waren schnell verschwunden. Gewiß, diese dramatische Flucht gegen Westen hat mich mehr geprägt, als ich es mir lange Zeit eingestehen wollte. Ich lernte als Überlebenshilfe sehr früh, auf meine Lebenssituation zu „reflektieren“, auf die Kinder, die nicht deutsch sprachen, aber deren Kuchen aus nassem Schlamm doch viel vollkommener waren als meine – irgendwie verschlissenen. Der erste (und letzte) Neid?

Dann in der Rhön, bereits im Westen in Sicherheit, bestanden meine ersten Kinderspiele darin, Angst zu überwinden, wie etwa alleine in den dunklen Keller zu gehen oder einem fauchenden Gänserich auf den Schnabel zu hauen. Ein paar Jahre lang ergab sich ein herrlicher Kinderkosmos in dem bitterarmen Rhöndorf „unterhalb des Kreuzberg“. Nomen est Omen, denn die Kirche, die katholische, war als Ordnungsgeberin anwesend. Und somit entstanden überhaupt die ersten inneren Protesthaltungen: muß man denn ständig, als kleines Kind, Rituale befolgen, und war es gerecht, daß der Pfarrer die Jungs mit der Haselrute züchtigte – fast in einem Hinrichtungsszenario? Schließlich der schreckliche Zweifel, ob es so was wie den „lieben Gott“ überhaupt gab? So kam ich zum ersten grübelnden Denken. Ich spielte viel mit Kindern und Tieren, sprach blitzschnell den Rhöner Dialekt, was die Bauern begeisterte. Die geliebte Großmutter war meine Autorität: ich erinnere mich, wie sie mich erfolglos um den Küchentisch herum verfolgte – da war kein Zwang. Später rührte mich ihr Schicksal: eine eminent kluge Frau half ihrer eigenen Mutter, die acht Geschwister zu versorgen: keine Chance auf Bildung, denn das Geld reichte nur für die Brüder, „die drei Buben“ – das war ihre große Klage, daß sie nur unzureichend lernen durfte, wo es ihr doch so großen Spaß bereitete und sie so gerne Französisch gelernt hätte. „Tu was, Mädell!“ war ihr beständiger Aufruf, und ich war gerne faul. Meine Mutter war sofort im pädagogischen Volksschulgeschäft, woraus sich sehr viel später ein Volksschulrektorat ergab – sie hätte es sehr viel weiter bringen können in der Verwaltung, was sie nicht wollte. Im übrigen wollte sie ihre „schöngeistigen“ Angehörigen, Mutter und Tochter, nicht verlassen. Die von meiner Mutter bereit gestellte, relative ökonomische Sicherheit gewährte mir später Freiheitsräume. Um die Großmutter recht zu charakterisieren: sie war es, die in der hungergeprägten Nachkriegszeit Hühner und Hasen schlachten mußte. Natürlich flohen die eher unlebenspraktischen Mitglieder der Lebensgemeinschaft! Aber ich wurde einmal unfreiwillig Zeuge, wie man auf dem Bauernhof wirklich schlachtete: der Bauer hielt das Huhn an seinen Beinen, legte es auf den Holzpflock und hieb ihm mit dem Beil den Kopf ab. Ob das Huhn, dann kopflos, weiterflatterte, erinnere ich nicht mehr. Ob ich dachte, so ist also das weibliche Leben? Eher nicht. Schließlich der schwere Verlust der bäuerlichen Lebensgemeinschaft! Wir zogen weiter gegen Westen, das Gymnasium



mußte gewährleistet sein. Die fünfziger Jahre erfreuten dann auch das Kind durch ein nationales Erfolgserlebnis – den Gewinn der Fußballweltmeisterschaft von 1954. Später setzte wieder die politisch bedingte Furcht ein – etwa durch die Szene, wie Chruschtschow mit seinem Schuh auf das Rednerpult der UNO trommelte sowie die permanente sowjetische Drohung mit den Atomwaffen. Wahrscheinlich hatte ich Angst, aber auch Neugierde, denn ich begann im Gymnasium privat Russisch zu lernen – sozusagen als Gegenmaßnahme. Die Langenscheidts Sprachplatten hörte ich nachts im Geheimen. Irgendwann lasen wir in der Schule „Die Letzte am Schafott“, die kontinuierliche Angstüberwindung einer Karmelitin, bis die Guillotine ihr den Kopf abschnitt.

DIE HEIDELBERGER UNIVERSITÄT: Letztlich ist das, was für mich offen zutage liegt, schnell erzählt. Ich war in den siebziger Jahren nicht unerfolgreich. Mein Habil-Plan über die tschechische Moderne zu schreiben und gar Gedanken zur russischen Moderne hinzuzufügen, hatte ich reduziert – auf die russische Geisteswelt hin. Slavistik war in jener Zeit – nicht zuletzt unter Tschizewskijs Ägide – nur als philosophisch fundierte möglich. Was geschah also in meiner akademischen Ausbildung? Nach meiner Promotion über das bohemistische Thema ‚česká moderna‘ (1972) faßte ich den Mut zur Philosophie. Dieter Henrich hatte 1974 die russische Philosophin Nelli Vasil’evna Motrošilova zum Internationalen Hegelkongreß nach Stuttgart eingeladen. Aus dieser Einladung ergab sich für mich der Kontakt zu einem russischen Kantianer und seiner Kant-Monographie. Ich selbst hörte nach meiner Promotion (1972) Philosophie bei Dieter Henrich und Michael Theunissen. Und ohne weiteres saß ich an der Übersetzung eines russischen Kant-Buchs. Zugleich fuhr ich etliche Male im Windschatten der DFG nach Moskau. 1982 war es mir unter nicht unbeträchtlichem Arbeitsaufwand gelungen, die Übersetzung und korrekte Edition der Kantmonographie fertigzustellen sowie die hier vorliegende „Modernität der russischen Romantik“ als Habilschrift einzureichen. Ich ahnte nichts Böses: ein Anruf vom Dekan – 1982, vielleicht 1983 – ich solle mich sozusagen in Tübingen nicht mehr blicken lassen. Tatsächlich weiß ich bis heute nicht, was vorgefallen ist: heute würde man einen shit storm argwöhnen, da das Gebaren etwas Verächtliches hatte. Ich weinte nicht, aber meine kleine Tochter vergoß Tränen. Ich zog mich aufs „Sachliche“ zurück und suchte die Schuld in meiner Arbeit. Hatte ich etwa das Sakrilie begangen, die Disziplinen Philosophie und Slavistik zu überschreiten bzw. zu vermischen? Und war es mißlungen? Damit tröstete ich mich, zumal nach einiger Zeit mir die Exemplare meiner Habilschrift kommentarlos aus Tübingen zugesandt (1984) worden sind. Zwar bekam ich in Moskau vom herausragenden Wissenschaftler Jurij Vladimirovič Mann den Hinweis (er selbst hatte einen Forschungsaufenthalt in Tübingen gehabt), ich solle doch wieder in Tübingen vorstellig werden. Aber auf Zuruf reagieren? Ich hatte anderes mit mir vor. Ich mied Tübingen – aus Erschöpfung, aber wesentlich auch, weil ich nicht die Absicht hatte, an der „Modernität der russischen Romantik“ irgendetwas zu verändern. Als dann nach wenigen Jahren



meine Habil-Exemplare, wie gesagt ohne Kommentar, aus Tübingen zurückkamen, warf ich sie in die Mülltonne, eines von ihnen behielt ich. Es liegt hier vor – in einer (offensichtlich kopierten) Originalform.

Ich war sogleich entschieden – (aber erst Anfang der neunziger Jahre tauchte ich in Tübingen wieder auf) – das Thema „Schelling in Rußland“ wieder aufzunehmen. Mit einer gehörigen Portion an Selbstkritik begabt, suchte ich nach einer unanfechtbaren Methode, die das, anscheinend inkriminierte, hybride Gebilde von Literatur und Philosophie meiner „Modernität der russischen Romantik“, qua „Schelling in Rußland“, hieb- und stichfest machen sollte. Ich ließ mir auf schwierigen Wegen (aus Moskau) eine Kopie der (damals zumindest nicht wieder aufgelegten) Dissertation des sogenannten ersten russischen Naturphilosophen D.M.Vellanskij besorgen und machte mich an die Arbeit, Vellanskij's russisches Argumentgerüst im großen Zusammenhang der Schelling-Deutung zu verstehen, zugleich aber das Russisch-Nationelle sichtbar zu machen. Keine leichte Aufgabe, die aber schließlich doch in eine vollendete Habilitation in Tübingen mündete (2002): unter dem Motto, „Sie sind ja in Tübingen gar nicht abgelehnt worden, denn Sie haben kein Ablehnungsschreiben erhalten.“ Und so hat mir die Tübinger Universität schließlich doch noch ihr freundliches Gesicht gezeigt. Bernd Engler etwa wies mir den Weg zu den amerikanischen Transzendentalisten, Jürgen Wertheimer hatte die unglaubliche Gabe, „Dialogizität“ in einem gemeinsamen Raum mit dem Publikum zu realisieren, Joachim Knappe strahlte die emanzipatorische Unabhängigkeit des Lehrstuhls für Rhetorik aus, die protestantische und katholische Theologie gebärdeten sich niemals konfessionell, sondern weltumfassend (Franz Josef Kuschel). Walter Groß machte mir im Tübinger Edith-Stein-Karmel deutlich, warum katholische Meßfeiern auf der Präsenz des Gottes beharrten, ähnlich wie in der Antike in den Umzügen „wirkliche“ Götter mitgeführt wurden: übrigens das Beharren auf der Gegenwart Gottes versichern auch die orthodoxen Ikonen-Bilder: Der ewige Streit zwischen Nominalisten und Realisten, ich bin immer noch auf Seiten der Realisten! Waltraut Herbstritt hat mir die wunderbare Gestalt Edith Steins nahe gebracht. Schließlich habe ich gute Erinnerungen an Heidi und Henner Giedke, die Menschlichkeit praktizierten, vornehmlich an Orten des Tübinger Marktplatzes vor dem Rathaus: ein wunderbarer Blumen- und Gemüse-Markt und Ort. Mit großer Gesammeltheit gab ich meine PD-Stunden (etwa bis 2010 am Slavischen Seminar) und erfreute mich an vielen klugen Studenten und an lebhaften Diskussionen. Die freundliche jahrzehntelange Sekretärin Michaela Fischer fing den latenten Streß des Slavischen Seminars auf. Dabei habe ich noch gar nicht Manfred Frank erwähnt, der 1987 nach Tübingen kam und meinen Schelling-Bemühungen ein Fundament gab. Darüber später.

Wie ging es weiter? They never come back, hieß es damals nach einer sozusagen faktisch gescheiterten Habilitation. Mitten in die Apologie – und leider wird es eine Apologie, obwohl ich dies unter allen Umständen vermeiden wollte – mitten in die



Apologie also, warum ich nach vierzig Jahren ein „altes“ Manuskript „Die Modernität der russischen Romantik“ anbiete, kam mir in der Not, das richtige Narrativ zu finden, 2018 ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Der Münchner Philosoph Robert Spaemann war einundneunzigjährig verstorben. Die FAZ brachte einen Nachruf, Mitte Dezember 2018, dessen Quintessenz ich ohne weiteres als Ordnungsprinzip meiner Suche für die vierzigjährige – scheinbare – Verspätung meiner Publikations-Aktion übernehmen kann. Der Rezensent stützte sich auf ein Interview Spaemanns, in dem dieser Auskunft gab, wie er zur Philosophie gekommen sei. Spaemann erzählte von seinen Indianerspielen in der Kindheit und seinem Vergnügen, sich Wege durch das Unterholz zu bahnen. So näherte er sich auch der Philosophie. Sehr viel später geriet er auf glatter Straße wieder in Versuchung, durch das Unterholz zu kriechen. Doch der ehemalige Zauber stellte sich nicht ein, was Spaemann so beschrieb: die Erfahrung der Unmittelbarkeit und Authentizität konnte nicht mehr gelingen. Ohne weiteres kann ich dieser Erfahrung das Tableau meiner „Modernität der russischen Romantik“ zur Seite stellen. Eigentlich haben mich nach meinem „Scheitern“ zu keinem Zeitpunkt die Mühen des Unterholzes verlassen. Bereits vorher war ich im akademischen Unterholz: ich befaßte mich mit dem Kriechen durch auch heute noch unbekannte russische Texte. Es war ein Weg, voller unbekanntes Gestrüpps, der dennoch im Pioniergeist voller Enthusiasmus gegangen worden ist. Die letzte Vergewisserung, jenseits der Dornen, versprach die russische Literatur, die die mühsame philosophische Begriffssuche als ein Lebendiges hervortreten ließ. Das war natürlich vor vierzig Jahren ein fataler Regelverstoß, zumal die damalige deutsche Akademie ihre abgegrenzten Disziplinen geradezu fetischisierte. Pech für mich, denn russische Philosophie kann man nur kraft ihrer Literatur erkennen.

Doch es gab weitere Enttäuschungen: dieses Manuskript von D. M. Vellanskij, von dem ich dachte, daß es niemand jemals deutscherseits ausgraben würde, tauchte plötzlich bei den deutschen Schellingianern auf. Meine Arbeit, auf der Grundlage des Textes von Vellanskij, war zwar schon 1999 in Tübingen bekannt und angemeldet, aber die Anfänge der Digitalisierung hatten eine schnelle Publikation verhindert. Verlage waren interessiert, doch sie halfen bei der Formatierung nicht. Ich saß wiederum, ziemlich hopeless, auf einer vollendeten Arbeit. Diesmal kamen mir Slavisten zu Hilfe (Goldt und Göbler), die den Band in eine slavistische Reihe aufnahmen (und zugleich formatierten) – in dem leider dahingegangenen Verlag Kubon&Sagner. Und so ist „Selbst oder Natur. Schellings Anfang in Rußland“ bescheiden, aber sozusagen nachhaltig 2008 erschienen. Die Hoffnung auf eine große Heeresstraße hat sich aber nie mehr erneuert. Und so muß ich mich jetzt am Ende fragen, hatte ich überhaupt je die Hoffnung auf die bekannte Kantische Heeresstraße (die auch Kant verachtete)? Bin ich nicht ein Typ für das Unterholz, so wie ich es oft am Fuße des Rhöner Kreuzberges gespielt habe?



Wieder ein kultureller Ausfallschritt in die eigene Erlebniswelt, die sich doch entschieden in der Anschaulichkeit des heutigen Lebens herumtreiben muß: Nach der Jahrtausendwende fuhr ich an der amerikanischen Ostküste in Richtung Süden nach Cape Cod. Das konnte gelingen, dank der Harvardaufenthalte meiner inzwischen großen Tochter. Kilometerlang führt die Straße an amerikanischen „Urwäldern“ entlang: das heißt, man selbst fährt auf der glatten Autobahn, während sich zur linken Hand verholzte Wälder ausstrecken. Ich imaginierte die Ureinwohner, die sich leichtfüßig einen Weg durch ein Spaemannsches „Unterholz“ bahnten. Nicht, daß ich damals auf den Gedanken gekommen bin, Straße und Unterholz auf mein eigenes Lebensschicksal zu projizieren. Aber unwillkürlich kam mir jüngst der Gedanke an dieses Erlebnis mit dem indianischen Unterholz. Und jetzt habe ich eine ursprüngliche Freude an meinem Lebensweg durch das Unterholz. Schließlich waren wir in der Jugend auch Karl-May-besessen.

Geholfen hat mir, daß ich immer ein zutiefst politischer Mensch war. Ich glaube, den meisten meiner Generation geht es so – letztlich auch ein Verdienst der deutschen Kultur, die sich ihrer „Schande“ unumwunden gestellt hat. Das hat ein deutsches Selbstbewußtsein generiert, darin soll man sich nicht irre machen lassen. Die Ausdrucksformen dieser Gewißheit, für eine schändliche deutsche Vergangenheit verantwortlich zu sein, sind vielfältig. Und die Schande einzugestehen, macht allererst ein nationales Bewußtsein frei. Heute (9.11.2019) ist der dreißigjährige Gedenktag des Mauerfalls. Ich erinnere mich, kurz zuvor (im Jahr 1989) war ich auf dem Weg nach Moskau von Ostberlin aus. Bereits da ein erhebendes Gefühl: die Vopos am Brandenburger Tor standen da, aber kontrollierten nicht mehr. Das war 1962, im Jahr des Mauerbaus, ganz anders. Wir machten damals kurz nach dem Mauerbau, mit der Abiturklasse, eine Exkursion nach Berlin, hatten das strenge Verbot, in den Osten zu gehen, taten es natürlich trotzdem. Die Grenzkontrollen waren damals der reinste Terror. Und jetzt, als ich 1989 aus Moskau zurückkehrte, fuhr unser Zubringerbus ungehindert durch das Brandenburger Tor! Ein Wunder-Erlebnis. Die richtige Grenzöffnung erlebte ich alleine vor dem Fernseher: es war eine Diskussion der phantastischen österreichischen Talk-Show Club 2. Manche werden sich erinnern. An diesem Abend hatte man DDR-Bürger geladen, welcher Couleur erinnere ich nicht mehr: jedenfalls platzten mitten in den Talk die Bilder von jubelnden Menschen, die über die Mauer strebten. Ich erinnere mich noch, wie die von Österreich geladenen DDR-Gäste ziemlich konsterniert in die Kamera schauten. Ich übrigens auch: die Freude über die Wiedervereinigung setzte nur ganz verhalten ein. Schließlich war die DDR nicht interessant – ein Vasallenstaat. Doch kurzfristig glaubte man in den neunziger Jahren, daß neue intellektuelle Impulse „vom Osten“ kommen würden. Letztlich hat sich das nicht bewahrheitet: zugegeben – sie waren für mich diejenigen, die nach Bananen strebten. Und haben sie sich nicht nahtlos an das kapitalistische System angepaßt, trotz aller Klagen und Opfermentalität?



Daß heute beim Gedenken an den Mauerfall keine Vertreter Rußlands anwesend sind – schändlich.

Damit bin ich unversehens bei meiner russischen Geschichte, die sowohl meine eigene Erlebensgeschichte als auch Wissenschaftsgeschichte ist. So habe ich immerhin, seit meinem Kollaps 1982, anhaltend bedauert, daß zusammen mit der Arbeit zur „Modernität der russischen Romantik“ auch deren russische Archivmaterialien in einen Abgrund versunken sind. Es war bereits damals, 1982 und vorher, nicht leicht, in ein russisches Archiv zu gelangen. Meine russische Helferin, Lidija Ivanovna Sazonova, die mir 1982 zugeteilt worden ist, saß mit mir tagelang im damaligen Moskauer Zentralarchiv für Literatur und Kunst (damals CGALI) und kopierte zwei unveröffentlichte Texte von russischen Schellingianern, die in dieser Edition am Ende des Corpus zur „Modernität“ zu finden sind. (Daß sie auch die späten Invektiven Andrej Belys kopierte, ist in meiner Tagebuch-Edition Andrej Belyjs: „Ich, ein Symbolist“ notiert.) Andrej Belyj verehrte lebenslang Rudolf Steiner, doch die Erinnerung an die Dornacher Anthroposophen war verdunkelt. Mit Lidija Sazonova teilte ich ein ähnliches existenzielles Schicksal. Mein Vater war vor Stalingrad gefallen, ihr Vater wurde von einer deutschen Bombe bei der Bombardierung eines Zuges getötet. Auch ihre Mutter kämpfte einen anstrengenden Lebenskampf als Alleinerziehende. Lidija Sazonova wurde nichts geschenkt. Sie mußte sich ihren Weg aus Tscheljabinsk an die Leningrader Universität durch außergewöhnliche Leistungen erkämpfen. Nicht nur wissenschaftlich, auch lebenspraktisch war Verlaß auf Lidija Sazonova. Moskau war damals eine aggressive Auto-Stadt, die den Fußgänger als hassenswertes Subjekt ansah. So wurde ich in Schlepptau genommen, wenn wir beide uns todesmutig in den vielspurigen, rasenden Verkehr auf Moskaus Straßen stürzten. Einmal, als die Attacken fast lebensgefährlich wurden, fragte ich sie – mittendrin – hast Du keine Angst? Eine entschiedene Antwort: „net stracha“.

Dank ihrer Kopierhilfe im Archiv wurde mir eine unverhoffte Überraschung geschenkt. Den Begriff einer *conscientia sui ipsius* – in dem russischen, heute ungebrauchlichen Äquivalent *samosvedenie* – hatte ich also tatsächlich bereits 1980 entdeckt! Das hat mich verblüfft, ich hatte es vergessen, ich hielt es für meine spätere wissenschaftliche Errungenschaft. Es handelte sich um ein Zitat aus der Antrittsvorlesung von I.I. Davydov 1826, wo mir noch nicht klar war, daß *samosvedenie* die epistemische Konfiguration der russischen Romantik schlechthin sein würde und damit letztlich das aufschließende – kurioserweise ontologische – Grundprinzip für die russische Moderne. Das habe ich erst in „Selbst oder Natur“ versichert und begründet (2008). Wie man weiß, wurde Kants theoretische Philosophie gemieden, nicht zuletzt unter dem Einfluß der deutschen Freimaurer: Kants praktische Philosophie errang sich aber den Platz einer russischen Freiheitsphilosophie (1790) – dank des ingeniiösen jungen Mannes Nikolaj Karamzin. Über Karamzin später. Wie aber vollzog sich der Schritt zu einer schellingisch tingierten Epistemologie, die ja den



Freiheitsimpuls qua Autonomiestreben impliziert? Das gehört zu den schwierigsten Fragen der russischen Geistesgeschichte. Grundlage ist die bereits erwähnte abseitige medizinische Dissertation von D. M. Vellanskij. Vellanskij hatte immerhin drei Jahre Schelling im Würzburg von 1804/1805 gehört. Manfred Frank kam 1987 nach Tübingen und ich erzählte ihm von meinem russischen Würzburger Schelling. Obwohl ich sagen muß, daß ich hier offene Türen einrannte, als ich ihn kennenlernte, erzählte ich ihm, daß ich mich mit dem verschollenen Werk eines russischen Mediziners befaßt habe, der bei Schelling in Würzburg fast drei Jahre lang Vorlesungen gehört hat. Diese Anfänge mit Frank sind geblieben. Vellanskij war ein Vorgänger von I.I. Davydov: Auch das ist in meiner „Modernität“ von 1982 schon angedeutet, wie gesagt, als Behandlung des Textes der Antrittsvorlesung von I.I. Davydov von 1826. I.I. Davydov verschwand umgehend von der philosophischen-universitären Bildfläche Moskaus, nicht ohne das Wort vom „neuesten Identitismus“ geprägt zu haben: zwar zunächst ein sehr kurzlebiges Schlagwort der russischen Romantik, aber eben auch die Erfindung des wahren epistemischen russischen Prinzips, so meine ich. Viel radikaler noch als in Deutschland mündete dieses Autonomieprinzip im Nihilismus-Vorwurf. Inzwischen hat Manfred Frank seine jahrelangen Schelling-Studien unter dem Titel „reduplikative Identität“ zusammengefaßt. Sensationell hatten sie bereits 1985 angefangen, als Frank den Bogen eines mehr oder weniger mißachteten Schelling zum jungen Karl Marx schlug. Das Motiv der Materie ist seitdem in der Schellingforschung wenigstens latent anwesend.

Was heißt nun „reduplikative Identität“ in meinem, dem russischen Kontext? Es heißt eigentlich nichts anderes, als daß ein Selbst mit der Natur sich identisch weiß zusammen mit dem „Wissen“ einer sich selbst gleichen Natur, die sich dieses immanenten Wissens, kraft ihrer organischen Prozeßhaftigkeit, versichern kann, und dies in jedem Moment ihrer lebendigen Entwicklung auch tatsächlich vollzieht. Näher an Schelling: die Natur ist als eine Formation der „Weltseelen-Haltigkeit“ ähnlich begabt – doch viel anschaulicher als der Mensch –, sich zu produzieren und zu reproduzieren, also „Leben“ zu manifestieren. An der organischen Natur sei dies jedenfalls deutlicher ablesbar als an der rationalen Konstruktion von scheinbar selbstbewegten Systemen, so ging später das Hauptargument der Kritik an Hegel. Es gibt, wie gesagt, einen russischen Term, der diese prozessuale Selbst-Verantwortlichkeit des Lebens – im Kleinen wie im Großen –, mit *samosvedenie* bezeichnet: diesen Term hat I.I. Davydov 1826 eingeführt, nicht ohne das lateinische Äquivalent zu zitieren: *conscientia sui ipsius*. Nicht der Terminologie, aber dem Sachverhalt nach ist der russische Naturphilosoph, D.M. Vellanskij verantwortlich, der Schellings Gedanken der Würzburger Zeit (1804/1805) nach Rußland bzw. bis hin zur Gedankenwelt der Romantik transportiert hat. Manfred Frank hat diese epistemische Formel „reduplikative Identität“ (zuletzt 2019) genannt und zugleich bezweifelt, daß der Grundsachverhalt auch in russisch-terminologischer Ausführung erscheinen könne. Vellanskij war zwar nicht im entferntesten auf der logischen und philosophischen



Ausbildungsstufe des Tübinger Stifts (etwa Ploucquets). Aber er dachte schließlich in Schellings Würzburger Vorlesungs-Zeit von 1804–1806. So schreibt Vellanskij z.B., daß sich das Absolute nur mit dem Absoluten gleichsetzt. Man muß beachten, daß es sich beim „Absoluten“ bereits um eine integrative Gleichheitsformel handelt, die dann mit einem anderen Absoluten (auch ein integratives Gleiches) identifiziert wird. Manfred Frank hat dies in vielen logischen Verästelungen, kraft des Tübingers Ploucquet und des platonischen Timaios analysiert. Ein Werk wird aber von Frank nicht genannt, das in der Würzburger Zeit für Schelling und Vellanskij wichtig war: Goethes Farbenlehre. Beide erfreuen sich an dem einfachen neuplatonischen Spruch, den Goethe in der Einleitung seiner Farbenlehre zitiert. „Wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es die Sonne erblicken“. Undeutlich wird hier nur gesagt, daß sich die Identitätsaussagen alle im Moment der göttlichen „Natur“ vollziehen. Dieses integrative Modell für „Natur“ qua Leben ist symptomatisch für die russischen Naturphilosophen. Sehr schnell, zu schnell kann man hier versichern, daß sich hier die ontologische Neigung russischer Philosophie ausspricht. Dies scheint letztlich fast im Widerspruch zu stehen zur extrem „subjektiven“, begrifflichen Vorstellung einer *Conscientia sui ipsius*. So kann man sagen, es ist Goethes (und Schellings) spinozane Gott-Welt, die sich im russischen Erkenntnisprinzip eines *samosvedenie* ergreift, was nichts anderes bedeutet, als daß Erkennen im Moment der Natur zu sich kommt und deren Gleichheit mit dem natürlichen Erkennen selbst affirmiert. Schelling hat dieses unzertrennliche Zusammensein zweier Unterschiedener zuzeiten mit der Vorstellung von „Liebe“ gekennzeichnet: Es geht bei Geist und Natur um zwei Unterschiedene, die in der Einheit ihre Unterschiedenheit behaupten, indem sie doch nicht ohne einander sein können. Diesen Gedanken hat auch Vellanskij geteilt. Im übrigen hat bereits Dmitrij Tschizewskij die *conscientia sui ipsius* als das Markenzeichen Oetingers ausgemacht und damit die mystische Tradition Rußlands einer kreativen, allseitigen Innerweltlichkeit bekräftigt. Von Davydovs (und Vellanskij)s doppelten *Identitizm* nimmt die ontologische Inklination der russischen Philosophie ihren Ausgang und versichert, um es banal auszudrücken, eine Autonomie der Moderne, denn nicht anders ist „Modernität“ gemeint – als ein eruptives, freies, selbstmächtiges Heraussetzen seiner Selbst. Als ein solches wurde es nicht nur auf das russische Dichtergenie angewandt (und umgehend als ‚Nihilismus‘ inkriminiert), sondern sehr gerne – und zensurmäßig ungehindert – auf das freie Sich-Setzen des russischen Nationalindividuums. Einen sehr schönen Beweis für die autonome Grundstimmung der Romantik entdeckte ich in dem (unpublizierten) Brief-Fund von 1982 (am Ende des vorliegenden Buchs), wo Košelev seinem Freund Ivan Kireevskij mitteilt, Davydov habe in seiner Antrittsvorlesung von 1826 wunderbarerweise deutlich gemacht, Philosophie sei ein *tvorenie svobody*. Ich übersetzte das damals konventionell als „Werk der Freiheit“. Das war 1982. Doch muß man hier die genuine Formulierung Schellings von 1821 anführen, Philosophie sei „eine freie Geistestat“, ein wunderbares freiheitliches Fanal der Erlanger Vorlesung von 1821, das offensichtlich